

Monika Felten

# **Kristall der Macht**

Roman



## Prolog

*Noelani sah den Luantar kommen.*

*Vor dem Hintergrund der untergehenden Sonne rauschte er über das Meer heran. Schnell, zornig, todbringend. Seine mächtigen Schwinge peitschten das Wasser, die Augen glühten wie Kohlenstücke in dem wuchtigen Schädel. Noelani spürte, dass etwas Furchtbares geschehen würde, aber obwohl sie sich ängstigte wie noch nie in ihrem Leben, konnte sie sich nicht von der Stelle rühren.*

*Sie wollte schreien und die Menschen unten im Dorf warnen, doch es kam kein Laut über ihre Lippen. Von ihrem erhöhten Standpunkt auf der Klippe aus musste sie hilflos mit ansehen, wie der Luantar das Maul aufriss und dem Dorf eine Wolke aus tödlichem gelbem Atem entgeschickte. Wie eine düstere Woge rollte sie heran, verschlang den Horizont, das Meer und den Strand mit seinem Brodeln und löschte schließlich sogar das Sonnenlicht aus.*

*Aus dem Dorf waren Schreie zu hören, verzweifelte Schreie – Todesschreie. Der Dunst nahm Noelani die Sicht, aber sie musste nichts sehen, sie wusste, was dort unten vor sich ging, wusste, dass ihr Volk in diesem Augenblick ausgelöscht wurde.*

*Ihr Herz hämmerte wie wild.*

*Kaori, ich muss Kaori retten! Der Gedanke löste die Starre, die das Grauen in ihre Glieder getragen hatte. Aber so sehr sie sich auch mühte, sie konnte den Platz auf der Klippe nicht verlassen. Als sie an sich herunterblickte, erkannte sie, dass ihren Füßen Wurzeln entsprossen, die sich tief in den Boden gegraben hatten. Panik stieg in ihr auf. Mit bloßen Händen versuchte sie, sich aus dem Erdreich zu befreien, grub, wühlte und zerrte unter Tränen an den Wurzeln, bis ihre Finger blutig waren – doch vergeblich.*

*Kaori! Noelani schluchzte auf, als etwas ihre Wange streifte ... ein Windzug, der sie innerlich zu Eis erstarren ließ. Sie spürte die Nähe der dämonischen Bestie, noch ehe sie den Kopf hob und den Luantar erblickte, der mit kraftvollem Flügelschlag nur wenige Schritte vor der Klippe in der Luft zu stehen schien, den blutüberströmten Leichnam Kaoris wie eine Trophäe im halb geöffneten Maul ...*

»Kaori?«

Mit einem Schrei fuhr Noelani aus dem Schlaf auf. Sie keuchte. Schweiß rann ihr über die Stirn, und obwohl es in der Hütte drückend heiß war, zitterte sie am ganzen Körper. Die Bilder des Albtraums und die damit verbundene Angst hallten noch in ihr nach und machten es ihr schwer, in die Wirklichkeit zurückzufinden.

»Ich bin hier.« Kaori, die neben ihr geschlafen hatte, setzte sich auf, schloss sie in die Arme und strich ihr über das zerzauste schwarze Haar. »Ich bin hier«, raunte sie Noelani zu. »Schscht, schscht ... Es ist alles gut.«

Noelani zögerte, unsicher noch, ob sie wachte oder träumte. Dann lehnte sie den Kopf an Kaoris Schulter, starrte auf den schmalen Lichtstreifen, den der Mond durch das kleine Fenster in den Raum warf, und wartete darauf, dass sich der Aufruhr in ihrem Innern beruhigte. Kaori war bei ihr. Alles war gut.

»Hast du wieder von dem Dämon geträumt?«, fragte Kaori sanft, ohne die Umarmung zu lösen.

Noelani nickte, sprechen konnte sie noch nicht.

»Der Luantar kann uns nicht mehr gefährlich werden, das weißt du doch.«

»Ja.« Noelanis Lippen bebten, als sie mühsam das eine Wort formte. Kaori sagte die Wahrheit. Der schreckliche Dämon, der die Insel einst heimgesucht und die Bewohner von Nintau fast alle getötet hatte, war besiegt, sein Körper zu Stein erstarrt. Solange die Maor-Say über ihn wachte, würde er niemals wieder Unheil über die Insel bringen können. Keiner fürchtete ihn mehr, außer vielleicht die Kinder, wenn sie zum ersten Mal den Berg zum Tempel hinaufstiegen, um am Fuße des Dämonenfelsens die Geschichte des großen Unheils zu hören, das die versteinerte Bestie über Nintau und seine Bewohner gebracht hatte.

Obwohl ihr Weg zum Dämonenfels schon mehr als fünf Jahre zurücklag, erinnerte sich Noelani daran, als sei es gestern gewesen. Auch sie hatte sich gefürchtet. Auch sie hatte gelitten. Jedes Wort der Maor-Say, die den Kindern von der längst vergangenen Katastrophe erzählt hatte, hatte in ihrem Kopf Bilder entstehen lassen, ganz so als ob sie selbst dabei gewesen wäre. Bilder von Tod, Leid und Zerstörung und so entsetzlich, dass ihre junge Seele daran zu zerbrechen drohte. Sie hatte stark sein wollen an diesem Tag, aber sie hatte es nicht vermocht. Als sie es nicht mehr ausgehalten hatte, hatte sie zu weinen begonnen.

Es war ein Glück, dass Kaori damals bei ihr gewesen war. Unerschütterlich in dem Glauben verhaftet, dass Nintau sicher war, hatte Kaori sie getröstet, so wie sie es auch heute noch tat, wenn der Luantar ihr im Traum auflauerte. Und wie schon so oft in den vergangenen Jahren gelang es Kaori auch jetzt, ihr ein wenig von der Zuversicht zu schenken, die sie selbst spürte.

»Es war nur ein Traum«, sagte Kaori leise und löste die Umarmung ein wenig, damit Noelani sich aufrichten konnte. »Der Dämon wird uns niemals wieder ein Leid antun. Nicht, solange die Maor-Say über ihn und die fünf Geweihten wacht.«

»Ich weiß.« Noelani nickte tapfer, wischte eine Träne fort und fügte entschuldigend hinzu:

»Ich sage es mir immer wieder, aber der Traum will nicht weichen.«

»Das nächste Mal nimm im Traum einen Bogen zur Hand und schieß ein paar Pfeile auf den Luantar«, riet Kaori. »Die alte Magobe sagt immer: Nur wer seine Ängste bekämpft, wird sie am Ende besiegen.«

»Ich werde es versuchen.« Noelani nickte tapfer. Kaoris Worte und ihre Nähe taten ihr gut. Solange sie bei ihr war, würde ihr nichts geschehen.

Der Mond wanderte weiter. Während die furchtbaren Traumbilder allmählich verblassten, legten sich die beiden Mädchen nieder, um noch ein wenig zu schlafen. Noelani entspannte sich. In dieser Nacht würde ihr der Luantar nicht mehr auflauern.

Aber er würde wiederkommen.

# 1. Buch

## Der Atem des Todes

### 1

Sorgsam darauf bedacht, kein Wasser zu verschütten, stellte Noelani die tönernen Schale auf dem niedrigen Tisch in der Mitte des Raums ab.

Als sich die Wasseroberfläche beruhigt hatte, zog sie ein Kissen heran und kniete vor dem Tisch nieder. Sodann kreuzte sie die Arme vor der Brust, schloss die Augen und nahm einen tiefen Atemzug. Die schwülwarme Luft des Abends trug den Duft der Mondlilien in ihr Schlafgemach. Die Nachtblüher wuchsen überall an den Hängen des geweihten Bergs und öffneten ihre Kelche erst im Mondschein, damit sich die daumengroßen Nachtschweber an ihrem Nektar laben konnten. In den Legenden ihres Volkes hieß es, der Luantar selbst habe die Samenkörner der Lilie in seinen Exkrementen auf die Insel getragen, und keiner auf Nintau zweifelte daran, dass es genau so gewesen war.

Für Noelani und all die anderen Frauen, die vor ihr als Maor-Say im Tempel über den Schlaf des Luantar gewacht hatten, waren die Lilien von unschätzbarem Wert. Der betörende Duft machte es ihnen leicht, den Geist vom Körper zu lösen und Dinge zu sehen, die ihren Augen sonst verborgen geblieben wären.

Die Gabe, den eigenen Geist ohne die Beschränkungen des Körpers auf die Reise zu schicken, war das Zeichen der Maor-Say und nur wenigen auf der Insel angeboren. Oft gab es über Jahre hinweg keine Nachkommen mit dieser Gabe, aber wie durch ein Wunder hatte noch niemals eine Maor-Say dem Ende ihrer Lebensspanne entgegengesehen, ohne dass zuvor eine würdige Nachfolgerin oder ein Nachfolger geboren worden waren.

Kaori ...

Der Name ihrer Zwillingschwester tauchte unvermittelt in Noelanis Gedanken auf, und für einen Augenblick geriet ihre innere Ruhe ins Wanken. Ein leiser Seufzer entflohen ihren Lippen, während sie versuchte, den Schmerz und die Schuldgefühle zu verdrängen, die sie immer dann heimsuchten, wenn sie an ihre Schwester dachte. Obwohl sie seit Jahren dagegen ankämpfte und sich äußerlich nichts anmerken ließ, hatte sie die Nöte nie wirklich überwunden, die ihr die Wahl zur Maor-Say ins Herz getragen hatte.

Sie selbst war immer die Zurückhaltende und Ängstliche gewesen, schüchtern und still. Nicht so stark wie Kaori, die mutig und selbstbewusst voranschritt und sich jeder Herausforderung stellte. Hatte jemand die beiden Mädchen angesprochen, war es immer Kaori gewesen, die geantwortet hatte, und wenn eine Entscheidung getroffen werden musste, hatte Noelani den Entschluss ihrer Schwester stets dankbar angenommen.

Nachdem ihre Mutter die Gabe der Geistreise im Alter von fünf Jahren bei ihren Töchtern entdeckt hatte, waren alle überzeugt gewesen, dass Kaori es sein würde, die eines fernen Tages im Tempel leben und über den Schlaf des Luantar wachen würde. Wie selbstverständlich hatte man damit begonnen, Kaori auf die wichtige Aufgabe vorzubereiten, und wie selbstverständlich hatte Noelani es akzeptiert.

Im Schatten ihrer viel beachteten Schwester hatte sie fast sechzehn Jahre lang ein unauffälliges Leben geführt. Ein angenehmes Leben ohne Zwänge und Erwartungen, das ihrem scheuen Gemüt entsprach und an das sie sich gern zurückerinnerte.

Ihr Weg schien vorgezeichnet. Eines Tages würde sie heiraten und wie ihre Mutter das Leben einer Fischerfrau führen, während Kaori der alternden Maor-Say in den Tempel folgen und deren Erbe antreten würde. Alles war gut und richtig gewesen – bis zu dem Morgen vor vier Jahren, als die greise Maor-Say mit ihrem Gefolge in das Fischerdorf gekommen war und sie – Noelani – entgegen allen Erwartungen zu ihrer Nachfolgerin bestimmt hatte.

Schweigend hatte die Alte bei der feierlichen Zeremonie mit ihrem dünnen Finger auf Noelani gedeutet und sich auch durch den Dorfältesten, der ihr in höflich-eindringlichen Worten hatte zu verstehen geben wollen, dass sie die beiden jungen Frauen wohl versehentlich verwechselt habe, nicht von ihrer Entscheidung abbringen lassen.

Heute wusste Noelani, dass die Maor-Say sie damals ganz bewusst erwählt hatte. Die Gründe dafür aber kannte sie nicht. Die alte Priesterin hatte sie mit ins Grab genommen, als ihr Geist vor einem Jahr die Reise in das Reich der Toten angetreten hatte.

Noelani presste die Lippen fest zusammen, schob die bedrückenden Gedanken zur Seite und zwang sich, ihr Augenmerk wieder auf die Wasserschale zu richten. Ein leichter Windzug strich durch die geöffneten Fenster, und der Duft der Lilienblüten erinnerte sie daran, was zu tun war.

Morgen würden die ersten Waitun am Südstrand der Insel an Land gehen, um dort im warmen Sand ihre Eier abzulegen. Die Ankunft der großen Schildkröten wurde seit Generationen mit einem feierlichen Fest begangen, denn es bedeutete, dass sich die Regenzeit ihrem Ende zuneigte.

Es war die Aufgabe der Maor-Say, den richtigen Tag für das Fest zu bestimmen. Sie allein konnte die Schildkröten im Meer durch eine Geistreise ausfindig machen und so den Zeitpunkt ihrer Ankunft bestimmen. Noelani seufzte und nahm einen tiefen Atemzug. Im vergangenen Jahr hatte die alte Maor-Say sie in das Ritual eingeweiht, als sie die Ankunft der Schildkröten viele Tage im Voraus bestimmt hatte. Diesmal musste sie es allein vollziehen. Konzentriert blickte Noelani in die Wasserschale und erschuf vor ihrem geistigen Auge das Bild des Ozeans, dessen türkisblaues Wasser die Insel von allen Seiten umgab. Wie schon in den Tagen zuvor machte es ihr der Geruch der Lilien leicht, sich auf das Wasser zu besinnen, und ehe sie sich versah, war sie auch schon im Meer.

Mondlicht flutete durch die Wasseroberfläche und ließ die Korallen des Riffs in magischem Silber erstrahlen. Dazwischen bewegten sich schläfrig ein paar Fische hin und her. Der Anblick war so friedlich, dass eine Woge aus Glück und Stolz durch Noelanis Körper flutete.

Der Dämon hatte ihre Heimat dereinst zerstört. Für eine Weile mochte er sein Ziel erreicht haben, die Insel und alles Leben auf ihr zu vernichten – besiegt hatte er es nicht.

Sein todbringender Atem hatte nicht alles auslöschen können. Einige wenige Menschen, Tiere und Pflanzen hatten die Katastrophe überlebt. Ihrem Mut und ihrer Beharrlichkeit war es zu verdanken, dass das Leben im Lauf der Jahre vielfältiger und schöner auf die Insel zurückgekehrt war. Nintau war zu einem Paradies geworden, und Noelani war glücklich, ein Teil davon zu sein. Gern wäre sie länger am Korallenriff geblieben, um sich an dem Anblick zu erfreuen, aber es waren nicht die Fische, die zu suchen sie aufgebrochen war.

Sie suchte die Schildkröten.

Irgendwo jenseits des Riffs, weit draußen im Ozean, hatte sie zwei Abende zuvor die ersten der großen Waitun-Schildkröten entdeckt, die sich rasch auf die Insel zubewegten. Sie mussten Nintau schon sehr nahe sein. Doch wohin Noelani auch blickte, nirgends konnte sie die Umrisse einer Waitun entdecken.

Noelani war verunsichert, gab aber nicht auf. Entschlossen lenkte sie ihren Geist gegen die Strömung. Dies war ihr erstes Waitunfest als Maor-Say. Die Vorbereitungen hatten den ganzen Tag angedauert und waren fast abgeschlossen. Es durfte nicht sein, dass sie sich geirrt hatte.

»Ich irre mich nicht!« Noelani spürte, wie sich ihre Hände zu Fäusten ballten. So schnell würde sie die Suche nicht aufgeben. Sie hatte die Schildkröten gesehen, dessen war sie gewiss. Es waren zwei gewesen und beide hatten zielstrebig auf den Strand von Nintau zugehalten. Noelani presste die Lippen fest aufeinander und setzte die Reise in die Tiefen des Ozeans fort. Längst hatte sie das Riff hinter sich gelassen und auch den Ort, an dem sie die Schildkröten

zuvor gesehen hatte. Ringsumher gab es nichts als Wasser, doch so sehr sie ihre Sinne auch anstrengte, nirgends fand sie eine Spur der Waitun.

*Halte ein! Du gehst zu weit!*

Die mahnende Stimme in ihrem Bewusstsein erinnerte sie daran, dass sie die Grenzen der Geistreise zu überschreiten drohte. Selbst unter dem Einfluss der Liliendüfte durfte sie sich nicht weiter als einen Tagesmarsch von ihrem Körper entfernen. Die Gefahr, dass die Verbindung abrisst und Körper und Geist für immer getrennt bleiben, war zu groß.

Nur ein kleines Stück noch.

Noelani keuchte vor Anstrengung.

Sie müssen hier sein. Ich weiß es.

Verbissen kämpfte sie sich voran. Stück für Stück, ohne auf die Stimme zu achten, die sie immer lauter drängte, endlich kehrtzumachen. Die unsichtbaren Bande, die Körper und Geist zusammenhielten, spannten sich und machten ihr jede Bewegung doppelt schwer. War sie zunächst noch mühelos durch das Wasser geglitten, hatte sie nun das Gefühl, kaum noch voranzukommen.

*Kehr um! Du wirst sterben.*

Noelani wusste, dass die Stimme recht hatte, aber die Furcht zu versagen ließ sie alle Vorsicht vergessen. Sie hatte das Waitunfest für den kommenden Abend ausrufen lassen. Alle würden kommen, um das Ende der Regenzeit zu feiern. Alle!

Noelani schluchzte auf. Ihr Blick irrte umher, aber wohin sie auch sah, welche Richtung sie auch einschlug, überall bot sich ihr das gleiche Bild: nachtblaues Wasser, vom Mondlicht durchflutet – verlassen.

Panik stieg in ihr auf, als ihr bewusst wurde, dass keine Schildkröten kommen würden. Sie hatte sich geirrt. Zehn Jahre hatte man sie auf diesen Augenblick vorbereitet, und nun hatte sie versagt. Versagt. Versagt!

Noelani schnappte nach Luft. Ihr Herz raste. Das Bild, das sie im Geist heraufbeschworen hatte, begann zu verschwimmen.

Nein, nein! Nicht jetzt. Ich muss die Schildkröten suchen.

Noelani nahm all ihre Kraft zusammen und rang die aufkommende Schwäche nieder. Obwohl sie zu Tode erschöpft war, gelang es ihr noch einmal, in den Ozean zurückzukehren und ein Stück weit gegen den Strom zu schwimmen. Dann durchzuckte ein beißender Schmerz ihr Bewusstsein, ließ das Bild vor ihren Augen erlöschen und raubte ihr die Sinne.



Die Ohnmacht dauerte nur wenige Augenblicke. Als Noelani die Augen öffnete, fand sie sich am Boden liegend vor dem Tisch wieder. Die tönernen Schale war heruntergefallen und zerbrochen, das geweihte Wasser über den ganzen Lehm Boden verspritzt. Ihr Kleid aus feinem Gewebe war nass und schmutzig. Ihr Kopf schmerzte, und doch konnte sie sich sofort wieder daran erinnern, was geschehen war. Und sie begriff, welch ein Glück sie gehabt hatte.

Ich hätte tot sein können! Der Gedanke jagte ihr einen Schauer über den Rücken. Die alte Maor-Say war nicht müde geworden, sie vor den Gefahren einer Geistreise zu warnen. Zum einen führte der Weg durch eine Sphäre, in der sich die Seelen Verstorbener aufhalten konnten, zum anderen mochte es den Tod bedeuten, wenn man sich bei einer solchen Reise zu weit von dem eigenen Körper entfernte. Noelani hatte den Ermahnungen aufmerksam gelauscht und verstehend genickt, doch erst jetzt, da sie dem Tod so nahe gewesen war, verstand sie wirklich, warum ihre Lehrmeisterin das getan hatte.

Ermattet hob Noelani den Kopf und blickte zum Fenster. Der Morgen war noch nicht angebrochen. Sie erwog, Jamak zu wecken, um ihm zu berichten, was sie gesehen hatte, verwarf den Gedanken aber gleich wieder. Solange es noch die Spur einer Hoffnung gab, dass die Waitun kommen würden, wollte sie ihn nicht mit ihren Sorgen belasten.

Noch war nichts verloren. Das Fest sollte erst am Abend stattfinden. Wenn sie geschlafen und sich ausgeruht hatte, würde sie sich noch einmal auf die Suche nach den Schildkröten begeben. Wenn sie auch dann keinen Erfolg hatte, war es immer noch früh genug, mit ihm darüber zu sprechen.

Jamak. Ein dünnes Lächeln umspielte Noelanis Lippen, als sie an ihren treuen Diener dachte, der doppelt so alt war wie sie. Seit sie im Alter von zehn Jahren in den Tempel gekommen war, war er Tag und Nacht für sie da. Die verstorbene Maor-Say hatte ihr den rundlichen, wortkargen Diener, dessen Gesicht sich schon bei der geringsten Anstrengung rötete, als Lehrer und Beschützer zur Seite gestellt. Seither war er nicht von ihrer Seite gewichen und hatte auch dann nicht die Beherrschung verloren, wenn sie mal wieder groben Unfug angestellt hatte. Mit den Jahren war er für sie unentbehrlich geworden.

Er war ihr Lehrer, Freund und Vater zugleich, aber auch ihr engster Vertrauter. Er hatte nie daran gezweifelt, dass sie die rechtmäßige Nachfolgerin der Maor-Say war. Bestimmt würde er einen Rat wissen, wenn sich herausstellte, dass sie sich mit der Ankunft der Schildkröten getäuscht hatte. Er würde sie dafür weder schelten noch verspotten.

Noelani seufzte. Er nicht ...

Ermattet richtete sie sich auf, ging zu ihrer Liegestatt und machte es sich dort bequem. Eine kurze Weile grübelte sie noch darüber nach, was der nächste Tag wohl bringen würde, dann fielen ihr die Augen zu. Und während der Schlaf sie auf samtene Schwingen davontrug, hörte sie im Geiste schon die Stimmen der Spötter, die immer gewusst haben wollten, dass der Platz im Tempel allein Kaori zustand.

\*

»Du musst das Schilf fester ziehen.« Kaori nahm dem Jungen die kleine Schilfmatte aus der Hand, an der er gerade arbeitete, und zeigte ihm die nötigen Handgriffe. »Siehst du, so ist es schön fest, und es kann kein Wasser eindringen.« Lächelnd gab sie ihm die Matte zurück und richtete das Wort dann an alle. »Ihr dürft nicht vergessen, dass die Flöße heute Abend die Sonnenlichter auf das Meer hinaustragen sollen. Wenn ihr sie zu locker flechtet, werden sie unter dem Gewicht der Lichter sinken. Habt ihr das verstanden?«

Die acht Mädchen und fünf Jungen, die Kaori bei Sonnenaufgang zum Weiher gefolgt waren, nickten eifrig. Sie hatten gut achtgegeben und versuchten es Kaori gleichzutun, indem sie die Schilffasern noch straffer zogen. Kaori lobte sie und wandte sich wieder ihrem eigenen Floß zu. Während die jüngeren Kinder noch an dem ersten Floß arbeiteten und die älteren bereits mit dem zweiten begonnen hatten, hatte sie das fünfte Floß beinahe fertig. Es war eine alte Tradition, der Sonne in der Nacht des Waitunfestes mit dem ablaufenden Wasser einen Gruß hinter den Horizont zu schicken. Die vielen Hundert Sonnenlichter waren ein Ausdruck der Freude darüber, dass die kühle Regenzeit endlich ein Ende hatte und die Sonne für viele Monate wieder trockene Wärme und Licht auf die Insel bringen würde.

Kaori arbeitete sehr geschickt. Schon als Kind hatte sie es geliebt, die kleinen Flöße für die Sonnenlichter zu flechten, und nun, da sie erwachsen war, bereitete es ihr große Freude, zu sehen, dass sich die Jüngsten der Insel mit ebenso großem Eifer an den Vorbereitungen für das Fest beteiligten, wie sie es damals getan hatte.

Einige Mädchen summteten bei der Arbeit ein Lied, während ringsumher der Dschungel langsam erwachte. Vögel begrüßten den beginnenden Morgen mit ihrem Gesang, Insekten schwirrten surrend umher, und hin und wieder verrieten knackende Äste, dass sich ein dürstendes Tier auf dem Weg zum Weiher befand.

»Pssst!« Kaori legte mahrend den Finger auf die Lippen und deutete auf eine Monkasikuh, die mit ihrem Kalb vorsichtig aus dem Dickicht trat, um ihren Durst am Weiher zu löschen. Die Kinder hielten den Atem an. Monkasi waren scheu und kamen nie in die Nähe des Dorfes. Eine Kuh mit ihrem Jungen hatte noch keines der Kinder gesehen. Gebannt verfolgten sie, wie das Muttertier mit hoch aufgerichteten Ohren an das Wasser trat und die Umgebung auf-

merksam mit allen Sinnen erkundete, während das Kalb neben ihr stand und von dem Wasser trank. Nach einer Weile schien die Kuh zu dem Schluss zu kommen, dass ihnen keine Gefahr drohte. Sie senkte ergeben den Kopf, um zu saufen, als hoch oben in den Baumkronen Hunderte von rotköpfigen Naras wie auf ein geheimes Kommando hin lärmend aus ihren Schlafbäumen aufstiegen und unter aufgeregtem Gekreische nach Norden davonflogen.

Als das Kreischen in der Ferne verklang, waren die Monkasikuh und ihr Kalb verschwunden. »Schade.« Eines der Mädchen blickte zum verlassenen Weiher hinüber und zupfte sich ein paar Blätter und kleine Äste aus den Haaren, die der plötzliche Aufbruch der Naras auf die Gruppe hatte herabregnen lassen.

»Warum sind sie fortgeflogen?«, wollte einer der Jungen wissen.

»Ich weiß es nicht.« Kaori gab sich gelassen. »Vielleicht hat sie etwas erschreckt.«

»Ich habe noch nie einen so großen Schwarm Naras gesehen.«

»Du bist ja auch zum ersten Mal mit am Weiher.« Kaori lachte und fuhr dem Jungen neckend durch das lockige schwarze Haar. »Kommt, lasst uns weitermachen«, sagte sie und wandte sich wieder ihrem Floß zu. »Wir haben noch eine Menge Arbeit vor uns.«

Weit kamen sie nicht.

Kaum dass alle wieder mit dem Flechten begonnen hatten, brach erneut ein Tumult in den Bäumen aus. Schlimmer noch als zuvor regneten Äste und Blätter auf die kleine Gruppe herab, während die Luft von einem so panischen Zetern und Schreien erfüllt war, wie Kaori es niemals zuvor gehört hatte.

Affen!

Kaori legte den Kopf in den Nacken und schaute blinzelnd nach oben. Wo eben noch beschauliche Ruhe geherrscht hatte, wogten die Äste der Baumkronen nun wie von einem mächtigen Wind gepeitscht hin und her. Affen jeder Größe und Gattung bahnten sich in wilder Panik ihren Weg ins Innere der Insel. Die kleinen und wendigen nutzten dabei nicht selten die Körper der größeren Affen als Sprungbrett oder Brücke, um noch schneller voranzukommen.

Eine Horde von Schwarznasenäffchen überrannte rücksichtslos einen großen grauotigen Baumbrüller, der nach einem Ast gegriffen und eine Verbindung zwischen zwei Bäumen geschaffen hatte. Baumbrüller galten als aggressiv und gefährlich. Nicht nur die anderen Affen der Insel, sondern auch die Menschen hatten großen Respekt vor den klugen und unberechenbaren Tieren, die ausgewachsen leicht die Größe eines Mannes erreichen konnten. Die kleinen Schwarznasenäffchen nahmen für gewöhnlich sofort Reißaus, wenn ein Baumbrüller auftauchte, denn wer unachtsam war, landete nicht selten im Magen der alles fressenden Artgenossen. An diesem Morgen aber schienen sie ihre angeborene Vorsicht vergessen zu haben.

Ein Umstand, für den es nur eine Erklärung geben konnte: Ganz gleich, wovor die Affen flohen, es musste schlimmer sein als der Tod.

Kaori erschauerte. Als sie in sich hineinhorchte, glaubte auch sie, eine Veränderung zu spüren. Es war nichts, das wirklich greifbar war, kaum mehr als eine Ahnung von Gefahr, ausgelöst durch die Panik der Tiere.

Vielleicht zieht ein Sturm auf?

Unsinn. Kaori schüttelte den Kopf und verdrängte das unheilvolle Gefühl, das sich in ihrer Magengegend ausbreitete. Die Zeit der Stürme lag hinter ihnen, und außerdem hatte es keinerlei Anzeichen für das Nahen eines Unwetters gegeben.

»Warum sind die Tiere so ängstlich?« Eines der Mädchen zupfte ungeduldig an Kaoris Kittel. Offenbar hatte sie die Frage nicht zum ersten Mal gestellt.

»Das ... das weiß ich nicht.« Kaori schüttelte den Kopf und seufzte. Gern hätte sie den Kindern eine bessere Antwort gegeben, aber es war die einzige, die sie hatte.

»Ich will nach Hause.« Minou, die Jüngste der Gruppe, fing an zu weinen.

»Vielleicht ... zieht ein Sturm auf«, wagte eines der älteren Mädchen zu vermuten. »Wir sollten zurückgehen und nachsehen, was los ist.«

»Und die Flöße?« Kaori spürte, wie unruhig die Kinder waren. Ihr selbst ging es ja auch nicht anders. Andererseits hatten sie hier eine Aufgabe zu erfüllen. Hin- und hergerissen zwischen Neugier und Pflicht überlegte sie fieberhaft, wie sie die Kinder beruhigen könnte. »Wisst ihr was, wir ...«

Gellende Schreie, die der Wind vom fernen Dorf bis in den Wald hineintrug, ließen ihr die Worte auf den Lippen gefrieren. Am Strand musste etwas Furchtbares vor sich gehen! Sie verfluchte das Dickicht des Dschungels, das es ihr unmöglich machte, etwas zu sehen. So schloss sie die Augen, nahm einen tiefen Atemzug und versuchte, ihren Geist dorthin zu schicken, gab den Versuch aber sogleich wieder auf. Eine Geistreise war ihr nur im Zustand großer innerer Ruhe möglich. Furcht, Sorge oder auch nur eine kleine Aufregung stellten für ein solches Unterfangen ein unüberwindliches Hindernis dar. Sie hatte keine Wahl. Wenn sie wissen wollte, was am Strand vor sich ging, musste sie hinuntergehen und nachsehen.

»Mama!« Minou schluchzte bitterlich, und auch zwei andere Mädchen hatten Tränen in den Augen. Die Jungen blickten bleich und stumm in die Richtung, aus der die Schreie kamen, während die älteren Mädchen Kaori besorgt und fragend anschauten. Diese zögerte nicht. Sie stand auf und bedachte die Kinder mit einem langen, ernsten Blick. »Ihr bleibt hier«, ordnete sie in einem Ton an, der keine Widerrede duldete. »Nenele und Shui, ihr kümmert euch um die Kleinen. Ich laufe zum Dorf und sehe nach, was dort los ist.«

»Kommst du wieder?«, fragte ein Junge mit dünner Stimme.

»Natürlich.« Kaori zwang sich zu einem Lächeln und strich ihm aufmunternd über die Wange. »Macht euch keine Sorgen. Es wird alles gut.« Mit diesen Worten drehte sie sich um und rannte in den Dschungel hinein.

Dornige Ranken streiften ihre nackten Beine, als sie den schmalen Pfad entlanghetzte, der vom Weiher zum Dorf hinunterführte. Äste fuhren ihr peitschend übers Gesicht, verfangen sich in ihren Haaren und zerrten daran, aber all das kümmerte sie nicht. Die entsetzlichen Schreie wurden mit jedem Schritt lauter und ließen das Schlimmste befürchten. Obwohl Kaori die Angst wie einen eisernen Ring um die Brust spürte, hielt sie nicht inne, sondern beschleunigte ihre Schritte noch.

Im Geist kämpfte sie gegen Bilder von Riesenwellen an, die das Fischerdorf zu verschlingen drohten, gegen die Erinnerung an die zerstörerische Wucht einer Wasserhose, die Nintau gestreift hatte, als sie noch ein kleines Mädchen gewesen war, und gegen die alten Legenden, die von riesigen Seeungeheuern erzählten, welche schon so manches Fischerboot in die Tiefe gerissen haben sollten.

Sie hatte das Ende des Dschungels fast erreicht, als ihr die ersten Flüchtenden entgegenkamen. In blinder Panik stürmten sie durch das Unterholz, als ob sie von etwas verfolgt würden. Kaori wollte sie aufhalten und rief sie mit Namen an, aber keiner der Flüchtenden achtete auf sie. Kaori fluchte leise, dann setzte sie ihren Weg in entgegengesetzter Richtung fort und wäre dabei fast mit einem jungen Mann zusammengestoßen, der ihr vertraut war.

»Tamre!«

»Kaori?« Tamre schnappte nach Luft. »Verdammt, Kaori, was tust du hier? Du musst fliehen! Schnell!« Er packte ihre Hand und wollte sie mit sich ziehen, aber Kaori blieb standhaft und hielt ihn fest. »Warum?«, fragte sie. »Warum soll ich fliehen? Was geht da unten vor sich?«

»Der Luantar!« Tamres Blick flackerte irr, als er die beiden Worte keuchend hervorstieß. Er entwand sich ihrem Griff mit einem Ruck, spurtete los und rief: »Flieh, Kaori! Der Dämon ist erwacht!«

»Der Dämon?« Kaori glaubte, sich verhört zu haben. Ihre eigene Zwillingschwester wachte als Maor-Say über den Luantar. Er konnte nicht erwacht sein. »So warte doch!« Ihr Ruf ging im Lärmen und Schreien der Flüchtenden unter. Tamre hörte sie nicht.

Kaori zögerte. Hin- und hergerissen zwischen der Verantwortung, die sie für die Kinder am Weiher trug, und dem Wunsch, den Grund für die Panik in Erfahrung zu bringen, erwog sie einen Augenblick lang, Tamres Rat Folge zu leisten. Dann setzte sie den Weg zum Strand fort.

Der Luantar kann nicht erwachen, machte sie sich selbst Mut, während sie sich einen Weg gegen den Strom der Flüchtenden bahnte. Tamre irrt. Alle irren sich! Der Dämon kann uns nicht gefährlich werden, solange eine Maor-Say über ihn wacht. Wir sind sicher! Sicher ...

Wie angewurzelt blieb Kaori an der Grenze zwischen Dschungel und Strand stehen, starrte auf den furchtbaren Anblick, der sich ihren Augen bot – und verstand.

Nicht Tamre war es, der sich irrte. Sie irrte sich. Der Luantar war nicht mehr gefangen, er war erwacht, und seine Rache war fürchterlich. Wie eine alles verschlingende Woge fegte sein gelber Atem über das Meer auf die Küste zu. Schnell, lautlos, todbringend.

Den Horizont hatte er bereits verschlungen. Nur Bruchteile eines Augenblicks trennten ihn vom Strand und dem kleinen Fischerdorf, in dem sich immer noch Menschen aufhielten. Kaori hörte sie schreien, verzweifelt und so voller Angst, wie sie noch niemals Menschen hatte schreien hören. Sie sah sie fliehen. Eine Mutter mit ihrem Kind an der Hand, einen Säugling fest an sich gepresst. Kinder, die weinend umherstolpten – verlassen und vergessen. Und die Alten, Gebrechlichen, die nicht schnell genug waren, den Jungen zu folgen. Sie alle strebten dem Wald zu, der Schutz verhieß und ihnen doch keinen Schutz würde bieten können.

Kaori sah sie näher kommen und wusste noch im selben Augenblick, dass sie sterben würden. So wie alle. Ihre Freunde, ihre Familie, Tamre, die Kinder am Weiher – und sie selbst. Es gab keine Rettung, keinen Ort der Zuflucht, so wie es auch damals keinen gegeben hatte. Der Dämon war erwacht. Es war vorbei. Dies und anderes ging ihr durch den Kopf, als sie die schmutzig gelbe Wolke unaufhaltsam näher kommen sah. Gedanken und Erkenntnisse folgten einander rasend schnell, verblüffend scharf und von einer schonungslosen Eindringlichkeit, wie es sie wohl nur im Angesicht des Todes gab. Nicht ein einziger Gedanke galt der Flucht. Weder in dem Moment, da die Wolke den Strand überrollte, noch dann, als sie das Dorf und die Menschen verschlang und die Schreie der Flüchtenden erstickte. Kaori stand einfach nur da, starrte auf das Grauen und dachte an ihre Schwester, die all das nicht hatte verhindern können.